

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

**Band:** 106 (1980)

**Heft:** 31

**Artikel:** Vielleicht Ansätze zu einer 1.-August-Ansprache?

**Autor:** Knobel, Bruno

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-610254>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

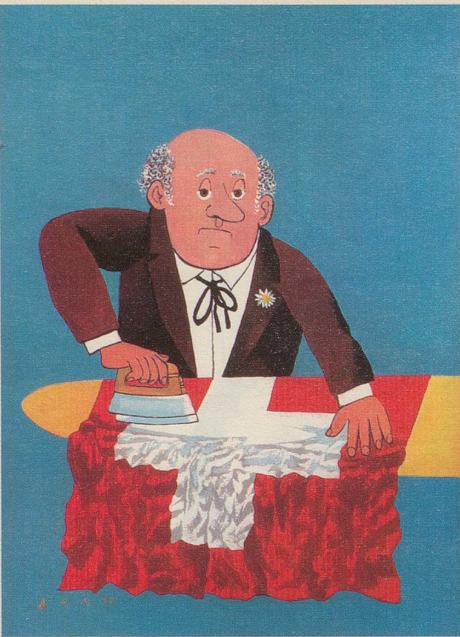
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Vielleicht Ansätze zu einer 1.-August-Ansprache?

## Weder knitterfrei noch pflegeleicht

Nicht auszuschliessen ist, dass auch Freund Barths Titelbild als widerliches Nestbeschmutzen empfunden wird. Denn die Schweizer Fahne hat zweifellos und selbstverständlich von Natur aus knitterfrei und pflegeleicht zu sein. Daran gibt es nichts zu deuteln. Wer also andeutet, sie erfordere Instandhaltung, der geht offenkundig davon aus, es gebe Flecken auszuwaschen, Falten auszubügeln und womöglich blöde Stellen zu wifeln. Und wer so denkt, dem entspricht der Istant nicht dem Sollzustand, und das bedeutet – es lässt sich nicht beschönigen – *Kritik*.

Wird solche geübt *an der Schweiz und von einem Schweizer*, dann ist das bekanntlich Nestbeschmutzerei und also verwerflich. Der hinlänglich bekannte Gedankengang ist erprobt.

«... Weil die Schweizer die Neutralität als einen wesentlichen Charakterzug ihres nationalen Wesens betrachten, sind sie heute überzeugt, dass sie einer speziellen Rasse angehören, einerseits ermächtigt, überall eine Haltung des Kompromisses einzunehmen, anderseits geschützt vor all dem Unglück, das sich über andere Völker ergiesst. Ihnen sei alles erlaubt, glauben sie daher und nehmen außerdem an, dass die andern Nationen die Schweiz, ihre Neutralität, ihre Industrie, ihre Banken usw. nötig haben. Wenn auch nichts einen solchen Narzissmus rechtfertigt, hindert es die Schweizer doch nicht, sich für den Nabel der Welt zu halten. Die glänzende Sauberkeit, die Redlichkeit, die Liebe zur Natur, die perfekte Abwasserreinigung, die Pünktlichkeit der Züge, die tüchtige Post – dies alles dient als Zeuge für eine innere Ueberlegenheit, von der die ganze Welt Notiz nehmen soll...»

Das hingegen schrieb ein Ausländer, nämlich der italienische Botschafter in der Schweiz, im November 1979 ans italieni-

sche Aussenministerium und an Kollegen in über vierzig Ländern. In der «schweizerischen Oeffentlichkeit» reagierte man berechtigterweise erbost: Selbst wenn das Gesagte stimmen würde, stehe es wahrscheinlich zuallerletzt Seiner diplomatischen Exzellenz an, es zu sagen, denn es sei doch wohl uns Schweizern allein vorbehalten, solche herbe Kritik selber zu äussern – die wir dann (selbstverständlich) auch selber gleich als verwerfliche Nestbeschmutzerei wieder verurteilen würden.

## Das eingespielte Etikettiersystem

Unser Verhältnis zur Kritik ist nachweislich merkwürdig. Dass dies nicht nur beim eidgenössischen Fussvolk so ist, erwies sich, als im September letzten Jahres der Bundesrat entschied, die Kritik einer Partei gehe über das «landesübliche Mass» hinaus, und nur zwei Monate später eingestand, keine politische Instanz könne verbindlich bestimmen, was das «landesübliche Mass an Kritik» sei.

Doch zurück zur Fahne: Ihr Tuch trug zu keiner Zeit das Etikett «bügelfrei». Falten gab und gibt es dauernd zu glätten; und wann und wo das heisse Eisen anzusetzen wäre – das gibt uns immer erst Kritik zu überlegen auf. Sollte man meinen.

Das ändert allerdings nichts daran, dass es schwer geworden ist, Kritik zum vornherein und immer nur als ehrliche Verbesserungsabsicht zu interpretieren. Denn ohne Zweifel gibt es keine geringe Zahl von Kritikern, welche die Fahne nicht waschen, sondern mit dem Bade ausschütten wollen oder die den Sack schlagen und den Esel meinen. Weshalb wir dann, wenn wir Kritik begegnen, nicht sogleich und überhaupt den beanstandeten Sachverhalt prüfen, sondern zuerst und oft nur die weltanschauliche

oder politische Seite, wo die Kritik herkam. Nicht, dass das völlig unnötig wäre! Aber wir begnügen uns gern damit, *nur* die Etikette zu prüfen, die der Kritiker trägt oder zu tragen scheint und die wir ihm – oft genug und einfachheitshalber – selber angeheftet haben. Wobei das Schema, nach dem wir etikettieren und Kritik als «positiv» oder «negativ» einstufen, allerdings in hohem Alter zu stehen pflegt und recht hinfällig geworden ist. Ehre dem Alter, sicher! Aber das Etikettieren ist heute nicht mehr so einfach wie vor vierzig Jahren, als das aus der Bibel überlieferte schlichte Scheiden in «die zur Linken» und «die zur Rechten» ein auch politisch tauglicher Unterscheidungsvorgang war. Es ist heute – sowohl leider als auch glücklicherweise – nicht mehr so einfach wie vor sechzig Jahren, als es genügte, eines Menschen soziale Herkunft zu kennen, um mit Sicherheit auch zu wissen, welcher politischen Farbe er Zeit seines Lebens nie werde entrinnen können und welche Haltung und Absichten er demnach allen Produkten gegenüber – nach Schema und sozusagen naturgesetzlich – werde einnehmen müssen.

Die Zeiten sind schlecht geworden für etikettierende Dogmatiker, nachdem es nicht mehr nur *ein* Links und *ein* Rechts gibt, sondern links wie rechts je ein Links und Rechts, mitsamt Zwischentönen notabene. Auch Begriffe wie «progressiv» oder «konservativ» sind zu blassen Mythen gewordene Relikte in einer Zeit, wo in manchen Bereichen Konservativismus höchst progressiv und vieles, das die Hausmarke «progressiv» trägt, längst konservativer Ladenhüter geworden ist.

Die von uns verliehenen Etiketten stimmen längst nicht mehr ganz. Die schematische Signalisation steht zwar noch, aber ihre Farbe ist bis zur Unkenntlichkeit verblichen, ihre ordnende Bedeutung oft irreführend.

## Kein Grund zur Wehleidigkeit

Wir sind eine von der Entwicklung arg gebeutelte Generation! In den letzten Jahrzehnten hat sich nicht nur *zu vieles*, sondern dieses auch *zu schnell* und *zu sehr* verändert, auf eine in der Menschheitsgeschichte wohl einmalige Weise. Immer verwirrender gewordene Kompliziertheit der Vorgänge und Verflechtung der Erscheinungen machen uns eine allgemeinverständliche Schwarzweissmalerei und das Einordnen nach überliefertem Schema unmöglich. Und jene, die mehr wissen und uns eine Richtschnur bieten müssten für unsere Kritik und die Beurteilung der Kritik anderer – sie hindert gerade ihr Mehrwissen an einem schlichten «Ja, ja – nein, nein». Wir müssen uns begnügen mit ihren «Ja – aber» oder «Nein – aber» oder «Sowohl-Als-auch». Wir müssen ehrlicherweise die eigene Unsicherheit eingestehen und haben damit zu leben. Was besondere Skepsis jenen gegenüber einschliesst, die im unbestreitbaren Besitz der einzigen und letzten Wahrheit zu sein behaupten...

Und das ist es vielleicht, was unsere merkwürdige Haltung gegenüber der Kritik erklärt: Wir selber haben zu wenig festen Grund unter den Füßen, und viele einst unverrückbare Haltepunkte sind untauglich geworden. Und das widersprüchlich Scheinende ist, dass gerade solche Unsicherheit von uns fordert, kritischer zu sein.

Würde das aber nicht ebenfalls bedeuten, dass wir auch *andern* Recht und Pflicht, kritisch(er) zu sein, zugestehen müssten?

Um es nochmals und ohne jede Wehleidigkeit zu sagen: Die Entwicklung hat uns ganz schön strapaziert und tut es noch, «ja – aber» das ist der Preis für viel Positives und Angenehmes, das uns die Veränderungen eben doch auch gebracht haben. Der «Pluralismus» unserer Gesellschaft mit seiner fast *zu* reichen Vielfalt «auch richtiger» Meinungen erschwert uns nicht nur das gewohnte Etikettieren, sondern bildet auch einen echten sozialen Fortschritt – und präsentiert halt zwangsläufig die Rechnung. Nicht jeder Fortschritt, den wir als unbequem empfinden, ist deswegen auch schlecht, und mit dem gebannten Blick in «die gute alte Zeit» ist es nicht getan.

## Die gute alte Erdbeere

Eigentlich ist es fast erheiternd, wie viele, welche die «heutige Kritiklust» und «verbreitetes Nestbeschmutzen» beklagen, dieses Heute ständig unverdrossen mit der guten alten Zeit vergleichen – und also damit selber Kritik am Heute üben. Dieser Blick zurück mag erholsam sein, aber doch nur, wenn man dabei schielt oder einäugig blickt. So neigen etwa manche Angehörige der verdienten «Landi»- oder «Aktivdienst»-Generation dazu, den heutigen Mangel an jener

klaren und eindeutigen Stellungnahme zu beklagen, die «ihre» Zeit gekennzeichnet habe. (So auch häufig: «Dem heutigen [vielleichtigen] Nebelspalter fehlt der [damals eindeutige] Bö.»)

Nun waren jene Jahre gewiss eine arglistige Zeit. Aber gerade *deshalb* war sie auch auf eine Art sehr einfach: Schwarzweissmalerei war nicht nur möglich, sondern nötig. Das Gute liess sich vom Schlechten klar und eindeutig scheiden. Und in der Meinung darüber, *was* schlecht sei, herrschte weitgehendste Einmütigkeit – nämlich in *jenen* Jahren und mit Bezug auf das *eine*, Nächstliegende: die äussere Bedrohung. Vieles anderes und Wichtiges gab es auch, aber es wurde in den Hintergrund geschoben, konnte verschoben, vertagt werden, und kam erst später, in «*unserer Zeit*» an die Reihe. Heute geht es nicht mehr um diese

eine, vordergründige, alles dominierende Existenzfrage hinsichtlich der Unabhängigkeit des Landes. Aber es geht ebenfalls um gefährliche Existenzprobleme, und zwar in grosser Zahl. Und sie lassen sich in guten Treuen nicht mehr so einhellig und in Uebereinstimmung mit allen und nach einfacherem, in blossem gesundem Menschenverstand gründendem Schema beurteilen (ganz abgesehen davon, dass man heute auch *dem* gesunden Menschenverstand – erfreulicherweise – zugesteht, pluralistisch sein zu dürfen). Der Blick zurück ist oft ungerecht, nicht selten sogar sehr viel anmassender als das, was von manchen Rückspiegelstrategen selber als «Nestbeschmutzerei» etwas pauschal (an andern) verurteilt wird. Denn in ihren Vergleichen klingt unausgesprochen der Vorwurf an, wieviel (natürlich ohne ihre Mithilfe) «seither» schlechter geworden sei.

Nun wäre es zwar falsch, all das zu übersiehen, was tatsächlich schlechter geworden *ist*. Aber man vergisst darob doch leicht und gern, wie manches, das einst nötig war und als gut empfunden wurde und sich überhaupt *nicht* verändert hat, erst aus heutigem Blickwinkel plötzlich schlecht erscheint. Es ist oft der gute Fortschritt selber, der dank seiner Verbesserung auch der analytischen Methoden seinen Ruf untergräbt.

Die Schweiz sei in der modernen chemischen Analytik weltweit führend, hiess es, als jüngst drei Schweizer Forscher mit dem «Umwelpreis» ausgezeichnet wurden. Dank der Fortschritte dieser Analytik wurde es zu ermitteln möglich, dass etwas, das einst fraglos «gut» war und sich seit der guten alten Zeit in keiner Weise verändert hat, so gut nun eigentlich auch wieder nicht sei: Der geradezu legendäre Wohlgeschmack der Erdbeere nämlich beruhe auf schädlichen Giftstoffen wie u. a. Aceton, Acetaldehyd, Methylontyral, Methanol, Acrolein, Crotonaldehyd...

Was immer das sein mag – es gibt auch wirtschaftliche und politische «Erdbeeren», die man einst gut fand und die effektiv nicht schlechter geworden sind, sondern erst aufgrund heutiger Erkenntnisse oder Auffassungen zu Kritik Anlass geben oder geben können.



Das Fahnentuch kritisch zu mustern und zu prüfen, wo es der Pflege bedarf, ist nicht nur am 1. August und mit patriotischem Brimborium zu praktizieren. Und Kritiker sollten nicht nur am 1. August festtäglich-grosszügig respektiert werden.

Nicht so sehr, ob der Kritiker recht hat oder nicht, ist in erster Linie wichtig, sondern dass er deutlich sagt, was er *meint*. Auf dass man ihn versteht.

Und Verständnis beginnt oft schon dann, wenn man jemanden zwar nicht versteht, aber erkennt, dass auch er uns nicht versteht.

